



DER TRAUERIGE SATAN
MARTA KIJOWSKA

Geboren 1955 in Krakau. Studium der Germanistik in Krakau und München. 1985–86 Rezensentin der Hörspiel-Abteilung des Bayerischen Rundfunks, 1986–87 Lektorin für polnische Sprache an der Ludwig-Maximilians-Universität München, 1987–91 und 1997–98 Redakteurin von *Kindlers Neues Literatur-Lexikon*, 1991–92 in einer Sonderfunktion am Goethe-Institut Warschau tätig. Seit 1992 freie Journalistin für Zeitungen, Hörfunk und Fernsehen, u. a. für die *SZ*, *NZZ*, *FAZ*, *DIE ZEIT* und die Sender BR, HR, SWR, WDR und ZDF. Verfasserin vieler Artikel zur modernen polnischen Literatur in *Kindlers Neues Literaturlexikon* und in anderen Lexika und Sammelbänden sowie Co-Autorin einer der Bände von *Panorama der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts* (Zürich, 2000). Gelegentlich übersetzt sie auch aus dem Polnischen (Österreichischer Jugendbuch-Übersetzungspreis 1989). – Adresse: Perhamer Straße 33, 80687 München.
E-Mail: marta.kijowska@surfeu.de.

Ich spürte es vom ersten Tag an: Die drei Monate im Wissenschaftskolleg zu Berlin werden anders sein als alles, womit ich sie vergleichen könnte. Anders als die beiden Male im „Europäischen Übersetzerkollegium Straelen“, anders als der kurze Aufenthalt im „Literarischen Colloquium Berlin“. Hier werde ich nicht mit Schriftstellern, Journalisten, Übersetzern oder Kritikern zu tun haben, mit denen man kurz über die aktuelle Arbeit plaudert, um dann genüsslich zum Tausch der Informationen über die Medien und Verlage, für die man arbeitet, überzugehen, sondern mit hochkarätigen Wissenschaftlern, deren Art, miteinander zu kommunizieren, darin besteht, sich ausgiebig und in anspruchsvollem Englisch (ein Umstand, auf den ich nicht vorbereitet war!) über ihre jeweiligen

Fachgebiete zu unterhalten. Dass dies mit der Fähigkeit einhergeht, sich mit viel Hingabe den kompliziertesten Fragen eines fremden Gebietes zu widmen, konnte ich gleich bei dem ersten Dienstagskolloquium feststellen, bei dem Raghavendra Gadagkar, ein Professor für Ökologie aus Indien, über die Evolution der Bienen referierte. Während ich verzweifelt versuchte, seinen Ausführungen zu folgen, und dabei gegen das wachsende Gefühl der Absurdität und Situationskomik ankämpfte, gingen all die anwesenden Soziologen, Historiker und Rechtswissenschaftler mit dem Thema so selbstverständlich um, als hätten sie sich ihr Leben lang mit nichts anderem beschäftigt.

Ein vertrautes Gefühl stellte sich erstmals ein, als Ioana Pârvolescu, Spezialistin für rumänische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, ein paar Wochen später ein Kolloquium über die Spuren rumänischer Schriftsteller in Berlin abhielt. Ich genoss ihren Vortrag umso mehr, als sie ihn in einem mir wohlvertrauten Stil gestaltet hatte: wenig um die wissenschaftliche Exaktheit besorgt, dafür mit viel Plastizität und Humor. Während ich ihr zuhörte, dachte ich darüber nach, was ich denn erzählen würde, sollte ich ein ähnliches Thema aus meinem Gebiet abhandeln. Polnische Schriftsteller in Berlin? Ich fing an, in Gedanken das gesamte 20. Jahrhundert rückwärts „abzuschreiten“. Doch ich stellte immer wieder fest, dass sich über die Berliner Zeit der polnischen Autoren, die mir dabei einflehen, recht wenig sagen ließe (auch Andrzej Szczypiorski, das „Objekt“ meiner Arbeit während der Zeit im Wissenschaftskolleg, lieferte mir nicht viel Erzählstoff).

Dann der erste reizvolle Einfall: Witold Gombrowicz vielleicht? Nach fast vierundzwanzigjährigem Exil in Argentinien kehrt er 1963 nach Europa zurück. Er macht in Paris Station, dann folgt er der Einladung der Ford-Stiftung nach Berlin, einem nach seinem Empfinden „dämonischen Ort“, an dem er, „mit einem zweifelhaften Lächeln auf den Lippen, still und grau geworden“, ein Jahr verbringt. Sein Körper reagiert mit einer Krankheit, sein Geist – mit dem Gefühl der Wahrnehmungsstörung. Deprimierend wirken auf ihn die Menschenleere und die Tristesse Berlins, verwirrend die „gewissen Gerüche“, die vom Osten her zu ihm dringen.

Ein dämonischer Ort? Aber ja, natürlich! Jetzt auf einmal hatte ich die richtige Idee, ich wusste, von wem ich erzählen würde: von ihm, dem „traurigen Satan“, dem legendären Stanislaw Przybyszewski.

*

„Auf dem Grund meiner Seele liegt ein finsternes, schauerliches Geheimnis von einer wahnsinnigen, satanischen, schwarzen Messe.“ Dies verkündete er in seinem Erstlings-

werk, traf damit genau den Geschmack seiner Zeitgenossen – oder vielmehr deren von Maurice Maeterlinck und August Strindberg angeregten Appetit auf Duster-Dekadentes – und gelangte über Nacht zu einem ungewöhnlichen, für einen Nicht-Deutschen geradezu beispiellosen Ruhm. Sein steiler Aufstieg war umso erstaunlicher, als nach seiner Ankunft in Berlin (1889) nichts darauf hindeutete, dass er bald durch das „Chopinisieren“ der deutschen Sprache (so ein Ausdruck seines Freundes Richard Dehmel) die hiesigen literarischen Kreise in Aufruhr bringen sollte: Er kam nach Berlin, um Architektur zu studieren. Doch obwohl er sich nach kurzer Zeit den Mangel an mathematischer Begabung eingestand und zur Medizin wechselte, lag ihm der Beruf des Arztes ebenso wenig wie der des Architekten. So unternahm er seine ersten literarischen Versuche, die von der Kritik sogleich wohlwollend aufgenommen wurden: Studien über Chopin und Nietzsche, über Edvard Munch und über den einflussreichen schwedischen Literaturkritiker Ola Hansson, dem er die Einführung in die Berliner Künstlerkreise verdankte.

Die eigentlichen Erfolge feierte er aber in der „satanischen Periode“ (1895–1900), in der er sich endgültig dem Roman und dem Drama verschrieb. Seine Werke aus jener Zeit standen im Zeichen des Geschlechterkampfes, des Okkultismus und der sexuellen Dämonie. Ob er sie *Satans Kinder*, *Synagoge des Satans* oder *Totentanz der Liebe* nannte, ob er von seinem „geschlechtlichen Vampyrismus“ oder von der „wüsten Symphonie der syphilitischen Infektion“ sprach – kein Titel und kein Ausdruck waren ihm zu schockierend, wenn es darum ging, sich selbst als wahren Satan auf Erden darzustellen. Und auch wenn niemand so recht an sein mephistophelisches Wesen glauben wollte – Begabung sprach ihm keiner ab. Das ganze Berlin redete von dem „genialen Polen“.

Er ließ auch keine Gelegenheit aus, dem Gerede neue Nahrung zu geben. Schauplatz seiner exzentrischen Auftritte, für die er bald berühmt werden sollte, war meistens die Berliner Künstlerkneipe „Zum schwarzen Ferkel“. Dort, unter den um August Strindberg versammelten Bohemiens, verbrachte er seine Abende und ließ nicht nur seiner Liebe zur Literatur, sondern auch seiner musikalischen Begabung und noch heftiger seinem Hang zum Alkohol freien Lauf. Seine bravourös-dämonischen Interpretationen Chopins und die von ihm als metaphysische Sitzungen zelebrierten Trinkorgien besiegelten seinen frisch erlangten Ruf eines Satans in menschlicher Gestalt. Dabei besaß er eine eigenartige, magische Anziehungskraft, der sogar jene erlagen, die selbst einen beachtlichen Ruhm genossen: Richard Dehmel nannte ihn einen „genialen Polen“, August Strindberg, Otto Birnbaum, Max Dauthenday porträtierten ihn in ihren Werken, und sein Kopf mit dem

charakteristischen dreieckigen Bärtchen und den ekstatischen Augen ist auf zahlreichen Bildern von Edvard Munch zu sehen.

Przybyszewski seinerseits ließ sich gern von der deutschen Kultur inspirieren. Vor allem die Philosophie Nietzsches drückte seinem Werk einen deutlichen Stempel auf, allerdings huldigte er im Gegensatz zu seinem großen Vorbild einem Übermenschentum pessimistisch-zynischer Prägung. Zum zentralen Begriff seiner Philosophie wurde die von jeglichen Zwängen befreite „nackte Seele“, deren Anforderungen, so seine Überzeugung, den Menschen zu Taten berechtigen würden, die jenseits gesellschaftlicher Urteilsnormen stünden. Seine Figuren waren Verzweifelte und Verstoßene mit Hang zur antibürgerlichen Revolte um jeden Preis und zur sinnlosen, nicht selten gegen sich selbst gerichteten Zerstörung; ihr Denken und Handeln war von Depression, Langeweile, Hass und Neurose bestimmt.

Es waren eben diese Figuren, die Przybyszewski das Prädikat „der traurige Satan“ besicherten und die auch für manches Missverständnis sorgten. Denn während die literarischen Kreise zwischen dem Schriftsteller und seinen Helden zu unterscheiden wussten (auch wenn gewisse autobiographische Züge nicht zu leugnen waren), schrieb das bürgerliche Publikum die Erlebnisse und Empfindungen einzelner Protagonisten dem Autor zu und fühlte sich durch seinen Exhibitionismus provoziert. Przybyszewski selbst distanzierte sich von seinen Geschöpfen, indem er erklärte, sie würden „mit ihrer eigenen Stimme reden“. Damit sprach er einen wesentlichen Zug seiner Prosa an. Nicht die Handlung nämlich, sondern der Gemütszustand der Figuren stand im Vordergrund seiner Romane, die oft nichts anderes als ein großer innerer Monolog waren. Und auch wenn der Begriff „Bewusstseinsstrom“ noch nicht existierte – man ahnte in dem exzentrischen Polen den Vorläufer einer neuen Romantechnik.

Doch kurz bevor die deutsche Literatur ihn endgültig als den ihrigen akzeptiert hatte, musste der verwöhnte „Przybysz“ (wie sein Name oft abgekürzt wurde) erfahren, wie schnell Enthusiasmus in Missgunst umschlagen kann. Der Grund war ein Skandal, der die sonst sehr toleranten, bisweilen zur Dekadenz neigenden Freunde des Schriftstellers völlig umstimmte: In einem entlegenen Arbeiterviertel nahm sich Przybyszewskis Lebensgefährtin und Mutter seiner drei Kinder, Marta Foerder, das Leben. Die Tragödie begann, als unter den Berliner Künstlern eine Norwegerin auftauchte, die angeblich sowohl in Edvard Munchs als auch in August Strindbergs Leben eine wichtige Rolle gespielt hatte, bevor sie zur Muse, bald zur Lebensgefährtin und schließlich zur Ehefrau des polnischen „Satans“ wurde: Dagny Juel. Sie war berühmt für ihre Schönheit, ihre künstlerische Bega-

bung und ihren unwiderstehlichen Charme, dem sich auch diejenigen nicht entziehen konnten, die sie beschuldigten, ihr Glück mit einem Menschenleben erkaufte zu haben. Sie konnte, wie ein Zeitgenosse später berichtete, „zauberhaft und anziehend, aber auch eiskalt, abweisend und impertinent sein, um einen aufdringlichen Galan zu vertreiben“.

Sie war also der Grund für Marta Foerders Selbstmord. Für die langjährige Partnerin des launenhaften Genies, die ihrer Konkurrentin geistig und äußerlich weit unterlegen war und die Przybyszewski grenzenlose Verehrung und geradezu sklavischen Gehorsam entgegenbrachte, verlor das Leben seinen Sinn. Die Berliner Künstler reagierten mit Betroffenheit und Empörung und wandten sich, bis auf wenige enge Freunde, von Przybyszewski ab. Seine treueste Gefährtin war von nun an Dagny. Wie anders jedoch war ihre Bewunderung als die der ungebildeten, eingeschüchterten Marta. „Sie interessierte sich für alles, was er schuf“, erinnert sich weiter der besagte Zeitgenosse. „Wenn er schrieb, herrschte im Haus eine religiöse Stille, und beendete er glücklich ein Werk, dann hallte das Haus in Freude und munterem Lärm wider.“

Unmittelbar nach der Berliner Tragödie verließen die Przybyszewskis Deutschland und verbrachten mehrere Jahre in Norwegen, Spanien und Frankreich. Der Ruhm seiner Werke gelangte unterdessen nach Krakau. Die ehemalige Hauptstadt Polens war um die Jahrhundertwende in die Bedeutungslosigkeit abgesunken; sie ist zu einem armen, schläfrigen, seiner glanzvollen Vergangenheit nachtrauernden Städtchen geworden, in dem das kulturelle Mäzenatentum in den Händen der erkonservativen Aristokratie verblieb. Die Krakauer Literaten, die bemüht waren, in die stickige Atmosphäre frischen Wind zu bringen, boten Przybyszewski die Leitung der Zeitschrift *Zycie* (Leben) an, des wichtigsten Organs der Bewegung „Junges Polen“. Sie erhofften sich von seiner Mitarbeit neue Impulse und wurden nicht enttäuscht: Der einstige Liebling der Berliner Bohème kam nach Krakau und ließ sich als Prophet einer neuen, antibürgerlichen Weltanschauung und einer zweckfreien, modernistischen Kunst feiern.

Unter seine deutsche Vergangenheit hingegen zog er einen Strich mit derselben Rücksichtslosigkeit, mit der er einst über Martas Tod hinweggeschaut hatte. Der deutschen Literatur verdanke er ganz und gar nichts, stellte er rückblickend fest. Er verneige sich mit Ehrfurcht vor der Wissenschaft der Deutschen, vor ihrer Musik und ihrer Malerei, aber ihre Literatur habe ihm nichts gegeben. „Die Deutschen sind mir vielleicht noch fremder als ich ihnen“, konstatierte er schließlich. „Und ich bin ihnen so weit fremd, dass sie sich in letzter Zeit bemühen, meine Spuren in der Literatur zu verwischen, weil sie sich schämen, dass ich unter ihnen einmal eine Rolle gespielt habe.“